

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 43

Artikel: Johann August Sutter : der König von Neu-Helvetien [Fortsetzung]
Autor: Zollinger, James Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754314>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johann August Sutter

DER KÖNIG VON NEU-HELVETIEN

von JAMES PETER ZOLLINGER

7. Fortsetzung

Sutter und sein ferner Nachbar Marsh kannten sonst keine Vertraulichkeit, und doch ausgerechnet an Marsh schrieb der Herr von Neu-Helvetien am 3. April 1846 folgendermaßen:

«Es sieht überall sehr düster aus und ich kann Sie versichern, wenn ich könnte, würde ich das Land verlassen; wenn die Regierung das Etablissement kaufen und in Gold und Silber bezahlt würde, ich würde es verkaufen, alle meine Schulden abtragen und anderswohin gehen. Ich bin in der Tat sehr müde und abgespannt, weil viele von den Fremden sich so schlecht aufzuhalten. Hab und Gut sind einem nicht mehr sicher wie noch vor etwa sechs Monaten; es gibt keinen Gehorsam gegen das Gesetz mehr; die Autorität wird mit Füßen getreten; neulich, als ich mein Recht und mein Eigentum verteidigte, fielen auf einmal drei über mich her, ganz wütend, faßten mich, und ich erwartete jeden Augenblick den Gnadenstoß eines Messers oder eine Kugel. Wenn mit der nächsten Emigration keine besseren Leute kommen, weiß ich nicht, was ich tun soll. Sonst habe ich immer meinen Kopf hoch getragen; jetzt aber bin ich ganz und gar niedergeschlagen.»

Doch mitten in dieser Verzweiflung traf ihn plötzlich wieder ein Sonnenstrahl. Er erhielt Briefe von seiner Familie in der Schweiz, und nun strömte die Freude in dieselben Briefe, in denen er seine Niedergeschlagenheit bekant. Im Brief an Marsh heißt es:

«Gestern empfing ich endlich einige Briefe von meiner Familie und mit der größten Freude sah ich, daß mein ältester Sohn, zwanzig Jahre und 5 Monate alt, auf dem Weg nach Kalifornien ist und in ungefähr 6 oder 7 Monaten hier sein wird; seine Erziehung ist abgeschlossen, ebenso seine Lehrzeit in einem der ersten Geschäftshäuser der Schweiz; er spricht und schreibt mehrere Sprachen und wird ohne Zweifel ein sehr tüchtiger Angestellter werden. Meine Familie bleibt noch ein oder zwei Jahre in der Schweiz, bis die jüngsten Söhne ihre Schulung vollendet haben; der zweite ist in einem berühmten landwirtschaftlichen Institut, der dritte in einer Militärschule oder Akademie als Kadett. Die Erziehung meiner Tochter, etwa 19 Jahre alt, ist ebenfalls abgeschlossen; es war ein großes Vergnügen, alle ihre Briefe zu lesen, nach denen ich beurteilen konnte, was für eine Erziehung sie genossen haben und alles war zu meiner größten Bedriedigung. — Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen all das mitteile, aber es ist eine so große Freude für mich, ich kann nicht anders.»

Soll das heißen, daß dies die allerersten Briefe waren, die er seit seiner Abreise aus Missouri von den Seinen erhielt? Das ist auf alle Fälle das erste Mal, daß wir mit Bestimmtheit von Nachrichten hören, die ihn aus Burgdorf erreichten.

Doch wie verhält es sich mit diesen Kindern, die ihn zu solch sentimental Ergüssen rührten? Denn auch andern schrieb er in ähnlicher Weise. Ah! Hier finden wir den alten, prählerischen Sutter unverändert wieder! Denn was er «eines der ersten Geschäftshäuser der Schweiz» nennt, war in Wirklichkeit die Firma Schnell im kleinen Städtchen Burgdorf; der Ruhm des «berühmten landwirtschaftlichen Instituts» drang wahrscheinlich auch nicht weit über denselben Kirchspiegel hinaus, und die «Militärschule oder Akademie», in welcher der dritte Sohn Kadett sein sollte, war genau von derselben Art wie diejenige, welche der alte «Hauptmann» Sutter selbst absolviert hatte! Der joviale alte Poseur war noch nicht tot, und darin lag Hoffnung!

Aber Frau Sutter —? Es erwähnt ihrer nicht mit einer einzigen Silbe! Hinter ihrem Namen lauerte dunkle

Tragik, so bitter, daß er bis gegen das Ende seines Lebens selten von ihr sprach. Noch zwanzig Jahre lang blieb sie — sein Hausgespenst.

3. Schwein und Unterrock

Mit dem zweiten Erscheinen Frémonts in Kalifornien begann nun die Verwicklung des Landes in die Geschichte der Vereinigten Staaten. Am 13. Mai 1846 war der unvermeidliche Krieg zwischen der Union und der Republik Mexiko wegen der Texasfrage ausgebrochen. Bei den damaligen Verkehrsverhältnissen dauerte es zwei Monate, bis Kalifornien die Nachricht erhielt. Der Instinkt der amerikanischen Bevölkerung an der Westküste aber wußte dennoch davon. Die Gegenwart Frémonts sagte es ihnen. Diese war es ja, die unter dem vagabundierenden fremden Pack jene Misachtung von Ordnung und Gesetz entfachte, über die sich Sutter so bitter beklagte. Sie alle sehnten sich nach dem Krieg, weil er ihnen Gelegenheit gab, zu plündern und zu rauben. Frémonts passive Anwesenheit genügte, um unter ihnen die Bestien der Revolution zu entfesseln.

Dem Anschein nach war Hauptmann Frémont wieder als Leiter einer Forschungsexpedition gekommen; aber alle Fremden im Land waren davon überzeugt, daß er für wichtige Aufgaben bereitstand. In seiner Eigenschaft als Forscher hatte er von dem Generalkommandanten Castro die Erlaubnis erhalten, in Kalifornien zu überwintern, und er hatte das Gelöbnis abgelegt, die Obrigkeit des Landes zu respektieren. Doch kaum war unter Hauptmann Walker sein Hauptkorps zu ihm gestoßen, als er Castro eine lange Nase drehte, sich auf dem Gavilan Pik verschanzte und die amerikanische Flagge hisste. Es war ein richtiger Knabenstreich, der mit Frémonts offizieller Mission nichts zu tun hatte. Sobald dieser denn auch einsah, was für eine Dummheit er begangen, nahm er Persengeld und floh nach Oregon, welches eben auf Grund eines Vertrages mit England amerikanisches Territorium geworden war.

Dieser Rückzug brachte Frémont am 21. März 1846 wieder zu Sutters Fort. Sutter wurde aus dem Menschenrechte reich klag, schüttelte den Kopf über das mauselhafte Benehmen dieses Hauptmanns und konnte dennoch dessen Taten nicht aller offiziellen Bedeutung entkräften. Den andern Eingewanderten erging es nicht besser. Man merkte nur, daß etwas im Tun war, und so begann das Land sich unter drückender Ungewißheit beinahe zu krümmen und zu winden. Noch mehr bedenkliches Kopfschütteln verursachte Frémont, als er auf Peter Lassens Farm, etwa hundertzwanzig Meilen vom Fort, den Indianern gestohlene Pferde abkauft. Sobald Sutter davon hörte, schickte er Frémont einen Boten mit der dringenden Mahnung, von diesem demoralisierenden Gebären abzustehen. Frémont gab weder eine Antwort, noch verzehrte er jemals Sutter diese Zurechtsweisung.

Am 28. April erschien wieder ein geheimnisvoller Amerikaner in Sutters Fort und wollte wissen, wie er Frémont erreichen könne. Der Reisende war Archibald H. Gillespie. Er gab zu, ein abgedankter Offizier der Vereinigten Staaten zu sein, und dann elte er auf Sutters bestem Maultier und mit einem Führer versehen, nach Norden; um jedoch Frémont erst einzuholen, als er schon die Grenze von Oregon überschritten hatte.

Obwohl nun Sutter mit seinen Sympathien auf Seiten der Vereinigten Staaten stand, so war er doch, solange weder Krieg noch Sezession erklärt war, durch Bande der Pflicht an Mexiko gebunden und bis zum letzten

Copyright 1938 by Guggenheim & Huber
Schweizer Spiegel Verlag, Zürich
Übersetzt von Anna R. Zollinger-Escher

Augenblick übte er, wenigstens der Form nach, diese Flucht auch aus.

Castro aber ließ sich nicht täuschen! Sutter hatte seinen Rapport über den amerikanischen Kurier zwei Wochen verspätet abgefertigt! Das genügte Castro. Er antwortete prompt dadurch, daß er den Mokelumne-Indianern eine hohe Belohnung für Sutters Skalp versprach! Dem Häuptling Eusebio schenkte er ein neues Gewehr, ausdrücklich zu dem Zwecke, Sutter damit zu erschießen. Dann sollte Sutters Fort, das Bollwerk der Fremden, zerstört und all ihr Getreide verbrannt werden. — Ein treuer Indianer aber verriet das Komplott.

Dadurch, daß Castro die Indianer aufzweite und nach Sutters Leben trachte, hatte er das Tischttuch zwischen sich und Sutter, zwischen Sutter und Mexiko durchschnitten. Nun stand es Sutter frei, seinen persönlichen Neigungen zu folgen. Er zauderte keinen Augenblick. Im Interesse der größern Sache vergaß er sofort seine persönlichen Streit mit Frémont. Und da er davon überzeugt war, daß Gillespies Erscheinen keinen andern Zweck hatte als den, Frémont aus Oregon zurückzurufen, schickte er ihm einen Kurier entgegen, um ihn vor der Indianergefahr zu warnen. Denn Castro hatte in einem ersten Versuch, das Land von den Fremden zu säubern, seine Hetzer unter alle wilden Stämme des Tales gesandt.

Er mußte zum Dank dafür ein paar recht bittere Pillen schlucken! Noch ehe Frémont mit den Revolutionären ins Fort gekommen war, hatte er Kit Carson vorausgeschielt, mit der Theatralischen Forderung unverzüglicher Kapitulation und mit der Warnung, daß, falls Sutter es noch mit Mexiko halte, er besser daran täte, sich schleunigst aus dem Staub zu machen! Es war dies ein erbärmliches, ja verwerflich verräterrisches Manöver. Denn kaum einer hatte von Sutter so viele Beweise seiner Sympathie für die Amerikaner erhalten wie Frémont. Das galt nun alles nichts, sobald Frémonts grenzenloser Ehrgeiz befriedigt werden mußte. Ein Krieger war er zwar nicht. Zu seinem halbmilitärischen Forscherposten war er nur durch die Protektion seines berühmten Schwiegervaters, des Senators Thomas Benton von Missouri, gelangt. Er war eigenwillig und ohne Selbstbeherrschung. Seines Zeichens ein Mathematiker und in der Praxis sein Leben lang ein Stümper; von reizbaren Nerven, doch ohne Taktgefühl, und — nach der Aussage mancher seiner Soldaten — ein Feigling.

Zum erstenmal seit Frémonts Flucht nach Oregon standen sich die beiden Männer nun wieder gegenüber. Ein Treffen von übler Vorbedeutung! Bidwell beobachtete die beiden aus einiger Entfernung. Zu weit weg, um zu hören, was gesprochen wurde, gewährte er dennoch mit Entsetzen die Heftigkeit des Zusammenpralls. Einige Minuten später trat Sutter zu ihm, aufs tiefste erregt. Tränen rollten ihm über die geröteten Wangen, während er klagte, wie schändlich Frémont ihn beleidigte; er habe ihn einen Mexikaner geschimpft und gedroht, ihn zu deportieren. — Das war die Vergeltung für den Verweis, den Sutter Frémont wegen seines Handels mit den Pferdedieben geschickt hatte.

Das Schlimmste aber stand noch bevor. — Sutters Fort im Rücken, hatten die Aufständischen nichts mehr zu befürchten. Wer Sutters Fort besäß, dem gehörte das nördliche Kalifornien. Die Ueberrumpelung von Sonoma, die am 14. Juni noch vor dem Frühstück und ohne Frémonts Hilfe bewerkstelligt wurde, war nichts als ein burlesker Spaß, bei dem das Hauptrverdienst wieder auf die beruhigende Nähe von Sutters Fort fiel. Sutters Fort war die ganze Revolution, — und hier lag

natürlich der eigentliche Grund von Frémonts Eifersucht. Er hielt irrtümlicherweise Sutter für seinen gefährlichsten Rivalen im Wettkampf nach den Lorbeeren.

In ihrem Siegestaumel wählten sich nun die Amerikaner, die Sonome eingenommen hatten, ein Wappenzeichen: einen einzelnen Stern und einen Grizzly-Bär. William Todd, ein Vetter von Abraham Lincolns Gattin, nahm es auf sich, das Banner auszuführen. Auf ein Stück von einem alten Unterrock, den eine Einwandererfrau stiftete, malte er Stern und Bär und die Worte "CALIFORNIA REPUBLIC". Doch unter seinen ungeübten Händen nahm der Bär ganz und gar die Gestalt eines Schweines an, zur ungeheuren Belustigung der Einheimischen, welche es sich fortan nicht mehr nehmen ließen, das Symbol der improvisierten Republik das "Saubanner" und ihre Gründer die *cochinos* zu nennen. Und treffender hätten sie die Leute nicht kennzeichnen können.

Die Häupter von Sonoma, Vallejo, sein Bruder Salvador, Victor Prudon und Jacob P. Leese wurden als Gefangene nach Sutters Fort gebracht.

Für Sutter war die Ankunft der «Bären-Gefangenen» wiederum ein übles Wetterzeichen. Die Abföhrung dieser Ehrenmänner von Sonoma bedeutete an und für sich schon eine grobe Verletzung des Kapitulationsvertrages zwischen den *cobinos* und Vallejo. «Es schien mir ein großes Unrecht und ganz unnötig», sagt Sutter. «Sie waren begüterte Bürger, und es bestand keine Gefahr, daß sie versucht hätten, zu fliehen». Deshalb ließ ich sie ihre Mahlzeiten an meinem Tische nehmen und ging abends mit ihnen spazieren . . . ich fand es durchaus überflüssig, strenger mit ihnen zu verfahren».

Doch diese Freundlichkeit seinen ehemaligen Feinden gegenüber führte zu einem neuen hitzigen Zusammenstoß mit Frémont, dessen perverses Vergnügen es war, einen Unterschied des Temperaments zu einer abgrundtiefen politischen Meinungsverschiedenheit zu verzerren. Ueberhastet kam Frémont ins Fort gestürzt und stellte Sutter, wie er selbst berichtet, gebieterisch zur Rede:

«Wissen Sie denn nicht, wie Gefangene zu behandeln sind?»

„Gewiß, Hauptmann Frémont“, sagte ich, „Ich bin selbst schon Gefangener gewesen. Übernehmen Sie diese Leute selbst; ich will nichts mehr mit ihnen zu tun haben.“

Schließlich wurden die Gefangenen unter Bidwells Aufsicht gestellt, und Sutter fuhr fort, ihnen freundliche Besuche zu erstatten.

Das aber war das Ende nicht. Amerikanische Besucher gaben ihm, wie er erzählt, wohlgemeinte Warnungen:

«wenn ich fortfaäre, sie (die Gefangenen) so freundlich zu besuchen, würde mein Haus zu meinem Gefängnis werden.» In Tat und Wahrheit war Sutter, ob er es zugeben wollte oder nicht, bereit von allen Gefangenen im Fort der am schärfsten und eifersüchtigsten Bewachte! Frémont hatte ihn einer Garnison aus Leuten seines eigenen Korps unterstellt und diesen Befehl erteilt, Sutter zu erschießen, falls er den andern Gefangenen wieder erlaube, frei unther zu gehen. Und einer von Frémonts eigenen Leuten erzählt, er habe gedroht, Sutter an einem Ast der Eiche, die in einer Ecke des Hofes wuchs, aufzuhängen.

Es war dies für Sutter eine hochnotpeinliche Lage, eine bittere Demütigung und Enttäuschung, von Frémont für alle Opfer, alle Güte und alles Wohlwollen, die er ihm und seinen Leuten erwiesen hatte, derart belohnt zu werden.

Frémont war die höchste Willkür, sein Benehmen schändlich. Er zwang die ursprünglichen Führer der Bärenrevolte, seine Autorität anzuerkennen. Mit seinem eigenen Corps, den „Bären“ oder *cachinos*, und Leuten, die er aus Sutters besten Angestellten rekrutiert hatte, durchschweifte er das Land. Sein Vorwand war Krieg gegen Castro. Tatsächlich wlich er diesem beständig aus und gab sich schließlich damit zufrieden, an zwei hilflosen, unbewaffneten Kaliforniern kaltblütig Mord zu begehen.

Die Gefangenen der «Bären» hatten indessen wenig Ursache, sich zu beklagen. Wenn Sutter sich vorgenommen hatte, güttig zu sein, dann war seine Güte ansteckend. Selbst Vallejo sah sich veranlaßt, aus dem Gefängnis zu schreiben: «Alles in allem schulden wir Sutter, unter dessen Obhut wir blieben, für tausenderlei häusliche Annehmlichkeiten Dank und werden auf alle Ewigkeit in seiner Schuld stehen.»

Vallejo zeigte übrigens in diesen Tagen eine Weit-
sichtigkeit und Stärke, die in keinem anderen Kal-

sichtigkeit und Staatsklugheit, wie kein anderer Kalifornier. „Wir glauben“, schreibt er im ersten Brief, „daß unsere Haft rein politisch, im Interesse der neuen Ordnung der Dinge und unumgänglich ist. Wir sind grundsätzlich davon überzeugt, daß es sich hier um eine vollständige, auf Recht und Gesetz sich gründenden Wechsel, welcher das Land aus dem erbärmlichen Zustand des Elends, in dem es bis zum heutigen Tage geblieben ist, herausheben wird.“

Die «Kalifornische Republik» war von recht kurzer Dauer. Ehe der Mond einmal gewechselt hatte, hauchte der Schweinebär, diese zoologische Mißgeburt, sein Leben aus. Obwohl in guten Trümen aus der Selbstwehr entsprungen, war die Revolte der amerikanischen Ein-

wanderer sehr bald in ein schweinisches Treiben ausgeartet. Und der Umstand, daß Frémont sich zum Herrn im Pferch proklamiert hatte, machte die Sache nicht besser. Es war ein Glück für das Land, daß nach sechzehnundzwanzig Tagen des Saubanners die Nachricht vom Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko eintraf. Ein noch größeres Glück, daß amerikanische Kriegsschiffe die Neuigkeit selbst brachten.

4. Das Sternenbanner

Am zweiten Juli 1846 besetzte Kommodore Sloat vom Pazifischen Geschwader der Vereinigten Staaten den Hafen von Monterey. Der Herr war recht verwirrt, als er (der doch bisher geschickt worden war, eine mexikanische Provinz zu erobern) fand, daß sich Kalifornien eine unabhängige Republik nannte. Er kam da nicht mehr recht mit. Aber nach fünfätigem Nachdenken wagte er es endlich doch, seinen Befehl auszuführen und das Sternenbanner aufzupflanzen. Am neunten des Monats flatterte es auch über Yerba Buena und am elften oder zwölften über Neu-Helvetien.

Nichts konnte Sutter willkommener sein. Im übrigen galt auch jetzt wie immer der Satz: Wer Sutters Fort hat, dem gehört das Innere Kaliforniens. Sutter war und blieb hier der eigentliche Eroberer. Amerika hatte kaum mehr zu tun, als die nördliche Hälfte der Provinz von ihm in Empfang zu nehmen. Castro und Pico flohen bei der Nachricht, daß die Amerikaner gekommen seien, über die Grenze nach der mexikanischen Provinz Sonora, und so war zunächst die Eroberung Kaliforniens für die amerikanischen Besatzungsgruppen kaum mehr als ein Ferienausflug. Erst später wagten es ein paar tapfere Hispano-Kalifornier, Widerstand zu leisten,

Das Sternenbanner war während der Nacht durch einen Kurier nach Neu-Helvetien geschickt worden. «Bei Sonnenaufgang am nächsten Morgen hörte ich es über meinem Fort», erzählt Sutter in seinen Memoiren, «und ich ließ Geschütze feuern. Das Schießen hielt an, bis alle Fenster im Fort zerbrochen waren. Die Gefangenen aus Sonoma, die nicht wußten, was sie davon halten sollten, waren höchst verwundert. Dann ging ich zu ihnen und erklärte: „Nun“, sagte ich, „sind wir unter dem Schutz dieser mächtigen Fahne und brauchen hinfort keine Angst mehr zu haben, miteinander zu reden. Frémont ist ein Tyrann“. Glücklich darüber, der Anarchie entronnen zu sein, frohlockten sie mit mir.» Einige der «Bären» dagegen, die gerade im Fort waren, «machten lange Gesichter und meinten, wenn das Bärenregiment fortdundern würde, gäbe es weit mehr Gelegenheit, zu stehlen und zu plündern».



In Wirklichkeit aber war wohl das Aufziehen des Sternenbanners ein kaum halb so fröhliches Ereignis, als Sutter uns glauben machen wollte.

Die schlimmsten Verhältnisse jedoch waren im Fort selbst zu treffen. Wir müssen Sutter der (zwar verzeihlichen) Unaufrichtigkeit beschuldigen, in seiner Darstellung des Flaggenwechsels den Mann ignorieren zu haben, der höchst wahrscheinlich die Zeremonie leitete. Das war Edward M. Kern, Frémonts topographischer Zeichner. Mit der Ankunft der amerikanischen Besatzungsgruppen war Frémont wieder in den Dienst seines Vaterlandes getreten und zog nun als Major des Kalifornischen Bataillons ziemlich zwecklos ins Land herum. Seinem Zeichner Kern hatte er den Rang eines Oberleutnants in diesem Bataillon verschafft, ihn dann aber als seinen Stellvertreter in Neu-Helvetien zurückgelassen. Kern führte jetzt das Kommando. Daß er ausschließlich als Werkzeug von Frémonts Tyrannie und nicht etwa aus militärischen Gründen dort stationiert war, ist aus allem ersichtlich. Denn Kern war ein solches Muster soldatischer Inkompetenz, daß neben ihm sogar Sutter als militärisches Genie erscheint. Montgomery, der Kommandant des Kriegsschiffes «Portsmouth», unter dessen Aufsicht Kern während Frémonts Umherstreifen stand, mußte ihm zuerst das ABC des Soldatenhandwerks beibringen. (Zum Beispiel: «Ein Leutnant ist der Stellvertreter eines Hauptmanns, während dessen Abwesenheit er zu befehlen hat.») Oder: «Unteroffiziere stehen niemals Schildwache, sondern überwachen nur den Dienst der Gemeinen.») Danit die Garnison, die Kern dem Schein nach kommandierte, überhaupt funktionieren konnte, mußte ein anderer Marineoffizier, Leutnant Missroon, nach Neu-Helvetien kommen, um alles für Kern zu organisieren. Um sicher zu sein, daß die Organisation nach seinem Weggang nicht aus Rand und Band falle, kam Leutnant Missroon auf den guten Gedanken, Sutter zu ersuchen, in den Dienst der Vereinigten Staaten zu treten und als Kerns Adjutant zu ammen. Denn die Garrison bestand jetzt hauptsächlich nur noch aus Sutters Indianern. Ein Beweis dafür, mit welchem Vertrauen die Leiter der Besatzungsmasse auf Sutters Sympathien bauten (sie waren von Washington aus längst über ihn unterrichtet!). So wurde Sutter am 16. August 1846 zum Leutnant der amerikanischen Dragoner ernannt, mit einem Salär von fünfzig Dollar im Monat. Aber trotzdem er sein Fort den Vereinigten Staaten aus freien Stücken überlassen hatte, trotzdem ohne ihn der Posten wertlos war, mußte er nun in seinem eigenen Haus der Untergabe Kerns, des perfekten militärischen Einfaltspinsels bleiben!

Einem eben mit einer kleinen Gesellschaft angekommenen Journalisten, Edwin Bryant, gestand er, er sei dermaßen der Herrschaft über seinen Besitz beraubt, daß er sich nicht für ermächtigt halten dürfe, die Ankommenden ins Foyer einzuladen. «Das Fort», sagte er, «sei von Soldaten im Solde der Vereinigten Staaten besetzt und von Herrn Kern befehligt». Von Herrn Kern!

Es leuchtet ein, daß Frémonts grausame Faust noch schwerer auf Sutter lasten mußte als auf Vallejo. Dies waren dunkle Zeiten! Ist es da verwunderlich, daß Sutter sich wieder an den Strohalm klammerte, der schon einmal vor ihm aufgetaucht war: die Hoffnung, das Fort zu verkaufen. «Ich könnte alle meine Schulden bezahlen und behaglich auf meiner Hock-Farm leben», schrieb er an Leidesdorf. Diesmal würde die Union der Käufer sein. Wie viel ihm am Verkauf lag, mag man daraus erssehen, daß er den Preis des Forts von hundert- auf achtzigtausend Dollar herabsetzte.

Aber noch ehe im Süden der Widerstand der Kalifornier gebrochen war, kam mit raschen Schritten die Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts ins Land gezogen. Dr. Robert Semple, jener sieben Fuß lange Zahnarzt, der die Sporen an den Waden tragen mußte, gründete die erste Zeitung, «The Californian». Yerba Buena wurde umgetauft zu San Francisco. Und in Neu-Helvetien half Sutter selbst, modernes Wesen einführen, indem er die erste Volkszählung im Sacramentalte leitete.

Das Ereignis aber, welches vielleicht mehr als andere Geschehnisse dazu beitrug, den Lebensstil Kaliforniens zu verändern, war die Ankunft des Schiffes «Brooklyn» am 3. August 1846 mit einer schweren Fracht von Mormonen. Ihr Führer war der Älteste Samuel Brannan. Sie hatten gehofft, der Verfolgung in den Vereinigten Staaten zu entfliehen und an der «unbewohnten» Küste des Stillen Ozeans einen Gottesstaat ins Leben zu rufen. Während der Prophet Brigham Young mit seinen Gefährten über Land reiste, mietete Brannan einen Segler für sich und diejenigen seiner Glaubensbrüder, die Geld genug hatten, um für die Seereise — und für Sam Brannans Idee — zu bezahlen. Sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der unerwartete Anblick des Sternenbanners an dieser Küste soll dem Munde des Ältesten der Heiligen vom Jüngsten Tag die Worte entlockt haben: «Herr Gott! Da weht ja auch schon die verdammte amerikanische Fahne!» Die meisten dieser Mormonen wurden sofort in die Okkupationsarmee gepräst und in ein eigenes Mormonen-Bataillon formiert. In Sam Brannan aber, einem Buchdrucker von Beruf, war der typische Vorläufer einer gewissen Klasse von Amerikanern eingetroffen, von denen viel zu hören sein wird. Er war der erste jener abgefeimten, skrupel-

losen Geldmacher, die bald wie ein Heuschreckenschwarm über Kalifornien herfallen sollten.

Außer den Mormonen und den amerikanischen Truppen war der Zuzug neuer Elemente in diesem Jahr gering. Aber Sutters Auskunftgeber in Neu York schrieben von zehn- oder zwanzigtausend, die nur auf die erste Kunde vom Frieden warteten, um aufzubrechen. Und die Nachricht, daß bereits einige Schweizer unterwegs waren, versetzte Sutter in glückliche Aufregung. «Auf Leute aus der Schweiz kann man sich verlassen; sie sind sehr genau und streng ehrlich», schrieb er erwartungsvoll an Leidesdorf. Ein paar dieser Schweizer werden noch von sich reden machen.

Die größte Einwanderersensation aber war die Donner-Gesellschaft! Im Herbst erschienen in Sutters Fort zwei halbverhungerte Männer, wandelnde Gerippe, kaum fähig, sich aufrecht zu halten, und brachten Kunde von einer Karawane von Männern, Frauen und Kindern, die sich verzweifelt und an Mundvorräten knapp durch die Wüste von Nevada kämpften. Trotz größter Schwierigkeiten — Leute, Tiere und Vorräte waren fast alle von den Amerikanern requirierte worden — ließ Sutter unverzüglich eine Saumkolonne von fünf Maultieren mit Proviant beladen und gab zwei seiner besten Indianer als Führer mit. Der Zug mußte das ganze Gebirge übersteigen, ehe er in Truckee auf die Gesellschaft stieß. Diese befand sich in einem derart bedenklichen Zustand, daß die Vorräte, die Sutter geschickt hatte, kaum mehr als wie ein Tropfen auf einen heißen Stein schienen. Ehe die Immigranten die Höhe des Bergpasses erreichten, der jetzt den Namen dieser Unglücksliste trägt, war Schnee in solchen Massen gefallen, daß ein weiteres Vordringen nicht möglich war. Die mitgebrachten Herden gingen im ersten Schneesturm verloren, und damit schwand die letzte Hoffnung, sich den Winter über im Hochgebirge am Leben zu erhalten.

Nun begann die grauenhafteste Tragödie in der Geschichte der Eroberung des Kontinents. Nicht eher, als bis das ganze Lager zu Gerippen abgemagert war, einige noch fähig, zu stehen und zu gehen, andere längst krank und Lahm und einige gestorben, wagte in der Zweiflung eine Patrouille von zehn Leuten, darunter Sutters zwei Indianer und fünf Frauen, den Versuch, durch den meterhohen Schnee zur Paßhöhe hinauf und ins Sacramentalto zu dringen — eine Reise, die beinahe einen Monat in Anspruch nahm. Lange bevor sie das Tal erreichten, starben zwei, und ihre ausgedörrten Leichen lieferten den andern eine grausig-ekle Mahlzeit. Bald darauf wurden Sutters Indianer von den vor Hunger wahnsinnig gewordenen Weißen umgebracht und verspielen.

Die Berichte, welche die Überlebenden dieser Todesvorhut ins Tal brachten, verbreiteten Entsetzen. So schnell als möglich wurde eine zweite Rettungskolonne vom Fort Sutter abgeschickt. Dieser gelang es, eine große Zahl der Eingeschneuten zu befreien. Doch die dritte, ein prätziöses, von dem Seekadetten Selim E. Woodworth und dem Dilettanteneleutnant Kern verpuschtes Unternehmen, war kaum mehr als ein feiger Paradezug bis an den Saum des Schnees.

Erst spät im Frühjahr 1847 brachte man den letzten Überlebenden ins Fort. Das war Louis Keseberg, ein Deutscher, welcher, in dem unheimlichen Hochgebirgs-Lager ganz sich selbst überlassen, sein Dasein dadurch gefristet hatte, daß er Schuhleder und rohe Rinderfelle kaute, oder den ausgemergelten, gefrorenen und unbestraubten Leichenhammen der Katastrophe die spärlichen Nährwerte entzog.

All die Elenden, die den dämonischen Schrecken eines nahrungslosen Bergwinters überstanden hatten, waren schließlich in Sutters Fort versammelt. Hier fanden sie Obdach, wurden gekleidet, vom Arzt behandelt, mit Speis und Trank zur menschenwürdigen Aussehen zurückgepflegt, und, wo es möglich war, von Sutter angestellt, nachdem sie wieder zu Kräften gekommen waren. Zu keiner andern Zeit stand der Herr von Neu-Helvetien so menschlich groß da. Ohne sein Fort, ohne die Siedler, die er ins Tal gebracht, ohne seine Bezugnahme der Indianer, ohne seine Menschlichkeit, seine Bereitwilligkeit zum schwersten Opfer, wäre das Los der nahezu hundert Mitglieder der Donner-Gesellschaft hoffnungsloses Verderben gewesen. Dank Sutters Fort konnte wenigstens die Hälfte gerettet werden. Dieses Rettungswerk war eigentlich die Krone von Sutters Pionierarbeit. Freilich war er später nicht imstande, diejenigen unter den Geretteten, die er angestellt hatte, zu entlönen. Die Bürde der militärischen Bezahlung, welche seinen schon allzustark in Anspruch genommenen Finanzen auferlegt worden war, machte das unmöglich. Und so berührte es doppelt sonderbar, zu hören, daß es unter diesen Geretteten solche gab, die sich beklagten, weil ihr Retter sie nicht bezahlen konnte!

Der Krieg selbst, der inzwischen im Süden geführt wurde, hatte nichts aufzuweisen, das auch nur halb gegenfurchtbar war, wie der Kampf dieser Immigranten gegen Schnee, tödliche Kälte und wahnsinnigen Hunger.

Die Kalifornier wehrten sich wie gereizte Tiere und es gelang ihnen, die Amerikaner in eine unbeghlige Enge zu treiben. Aber mitten in dieser Krise erschien

neue Truppen unter General Kearney. Noch einen Monat lang wogte dann in der Nähe von Los Angeles der heftige Kampf hin und her, bis schließlich die Kalifornier einsahen, daß weiterer Widerstand ettel Selbstmord wäre. In allen diesen Schlachten zeigte Frémont ein wahrhaftes Genie, sich immer da einzustellen, wo nicht gekämpft wurde. Aber zufolge eines eigentümlichen Taschenspielstückes des launischen Schicksals, vielleicht auch dank seiner eigenen Berechnungskunst, erschien er mit fabelhafter Pünktlichkeit in dem Augenblick, da die Einheimischen die Waffen streckten. Er war es, dem sie sich in allen Form ergaben. Wie in der Bärenrevolte geschah es auch hier, daß er, der am Erfolg kein Verdienst hatte, die Lorbeeren davontrug, indem er am 13. Januar 1847 im Namen der Vereinigten Staaten den Friedensvertrag von Cahuenga unterzeichnete. Das war das Ende des Krieges.

Doch nicht der Anfang des Friedens! Es folgte nun ein widerwärtiges Nachspiel von Zänkereien unter den höchsten Offizieren. General Kearney, der mit ausdrücklichen Instruktionen gekommen war, die vorläufige Zivilverwaltung des Landes in die Hand zu nehmen, stieß auf die hartnäckige Weigerung Kommodore Stocktons, seine Autorität anzuerkennen. Stockton ernannte Frémont zum Zivilgouverneur mit Sitz in Los Angeles, während er selbst als militärischer Oberbefehlshaber sich nach Monterey begab.

Es kamen noch mehr Truppen. Oberst Richard Mason und Oberst Stevenson, der letztere mit einem Regiment von New Yorker Freiwilligen. Gestützt auf sie konnte es sich General Kearney endlich erlauben, seine Autorität geltend zu machen. Er zitierte Frémont vor sich nach Monterey, und als man dort dem anmaßenden, starrköpfigen Pseudo-Gouverneur in aller Form die Frage vorlegte, ob er gewillt sei, Befehle seiner Vorgesetzten zu befolgen oder nicht, drehte er General Kearney ohne Antwort den Rücken und lief weg. Die Folge war, daß er sich plötzlich der Meuterrei, verletzlichen Ungehorsams und anderer schwerer Vergehen angeklagt sah.

Mit Frémonts Sturz fiel auch sein Satellit Edward M. Kern unsanft vom Himmel. Im März, als Kern daran war, bei der dritten Hilfsexpedition für die Donner-Gesellschaft zu dienen, kam General-Gouverneur Kearney auf einer Inspektionsreise nach Fort Sutter. Er hatte nur die vernichtendste Kritik für alles, was Kern geleistet hatte, und infolge dessen mußte es dieser, als er zurückkehrte, erleben, im Fort als überflüssig erklärt zu werden. Das Kommando lag wieder in Sutters eigenen Händen.

Der Alpdruck war von Sutters Fort gewichen!

Unumschränkter Gebieter war Sutter freilich nicht mehr. Dagegen wieder einmal Bürger einer andern Nation. Halbdeutscher durch den Zufall der Geburt, Schweizer nach Abstammung und innerer Verbundenheit, französischer Offizier eigener Ernennung, mexikanischer Staatsangehöriger durch Naturalisation, war er jetzt kraft einer Annexion, zugleich aber auch aus Neigung, Bürger der Vereinigten Staaten geworden: John A. Sutter. Was seit Jahren sein Herzewunsch gewesen, war nun erfüllt. Und wer durfte leugnen, daß er selbst eine der wichtigsten Triebkräfte der Umwälzung war? Gleichviel, ob ihn blinder Instinkt in diese abgeschiedene Wildnis am Sacramento getrieben, ob eigene Hellsicht ihn geleitet, oder ob die unsichtbare Hand des Schicksals ihn dorthin verpflanzt hatte, die Feste Neu-Helvetien, der kleine Pufferstaat zwischen den Küstensiedlungen und den Indianergebieten waren Schöpfungen seines Willens und seiner Arbeitskraft. Er war es, der den Vereinigten Staaten den ersten festen Stützpunkt in dieser Gegend geschaffen hatte. Kein anderer hatte so viel für die Besiedelung des Landes durch Einwanderer aus den Staaten getan. Das Vorhandensein dieser Siedler, der Schutz, der ihnen das Fort sicherte, der Umstand, daß das Fort die ganze nördliche Hälfte des Landes beherrschte, soweit es außerhalb des Bereiches von Kriegsschiffen lag, — dies alles hatte den Vereinigten Staaten den Besitz dieser Hälfte des Landes verbürgt, einen Krieg hier überflüssig und die Erwerbung des Südens verhältnismäßig leicht gemacht. Beinahe durfte man sagen, die Vereinigten Staaten hätten das nördliche Kalifornien von Sutter als Geschenk erhalten. Nicht mit Unrecht bemerkte William T. Sherman, der spätere berühmte Bürgerkriegsgeneral, der 1847 als Adjutant Oberst Masons ins Land gekommen war: «Ihm (Sutter) sind wir in höherem Maße als irgend einem andern einzelnen Menschen für die Erwerbung Kaliforniens und all seiner Schätze zu Dank verpflichtet.»

Am 1. Juni 1847 übernahm Oberst Mason als Militärgouverneur die Regierung, und General Kearney kehrte nach dem Osten zurück. Mit ihm reiste, gewissermaßen schon als Gefangener, Frémont, um sich in Washington vor Kriegsgericht zu stellen. Sie verbrachten die Nacht des 13. Juni in Sutters Fort, und mit offenbarem Genugtuung schrieb Sutter, als er ein paar Jahre später den kurzen, als «Sutters Tagebuch» bekannten Abriß der Ereignisse seines Lebens zusammenstellte: «13. Juni, General Kearney kam mit Frémont, seinem Gefangen, an.»

Dies war ihm wohl reichliche Vergeltung für alles, was er hatte dulden müssen.

(Fortsetzung folgt)